

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse
Herausgeber: Schweizerischer Forstverein
Band: 132 (1981)
Heft: 3

Artikel: Ein alter Forstmann meditiert ...
Autor: Rüedi, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-764400>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein alter Forstmann meditiert...

Von K. Rüedi, Aarau

Oxf.: 90 : 902

Der Verfasser hofft, dieser Aufsatz wirke als leichter therapeutischer Schock. Er wagt eine offene Sprache und glaubt, Wahrheiten zu sagen. Je lebhafter die Reaktion, desto mehr wird der Selbstbesinnung und Sache gedient sein.

Der Marsch unserer schweizerischen Forstwirtschaft, seit ihrer Entstehung, durch Dickicht, Nacht und Nebel muss beim Rückblick manches Kopfschütteln auslösen. Lauter Selbstzufriedenheit ist nicht am Platz. Auch im zweiten Jahrhundert lässt sich die Entwicklung nur mit Einschränkungen loben, obwohl sich die Nebel weitgehend verzogen haben und die Ziele und der Weg zu ihnen viel deutlicher vor unsern Augen liegen.

Solche Äusserungen der Unzufriedenheit tönen bei dem anerkannt guten und sicher berechtigten Ruf unseres Forstwesens verwegen. Die mit Vorliebe negative Kritik alter Leute wird ja gern und oft mit Recht als nostalgische Schwäche verurteilt oder auch verziehen. «Am Alten hängend und Neues ablehnend.» Im vorliegenden Fall wäre diese Auffassung verkehrt, weil ich der Meinung bin, unser Forstwesen verdiene um so mehr Ver- als Bewunderung, je weiter wir in der Zeit zurückgehen. Das ist durchaus normal, denn aller Anfang ist schwer.

Die Unzufriedenheit ist in keiner Weise total. Wäre sie das, so würde sie der Augenschein bald widerlegen. Zweifellos haben unsere Wälder (mit Ausnahmen, besonders bei schlechter Erschliessung, oft im Privatwald) noch nie so schön, vorratsreich, gepflegt dagestanden, im wesentlichen gesund (abgesehen leider vom Weisstannensterben, das unser Tiefland seit ein paar Jahrzehnten ebenfalls erreicht hat). Die Leistungen unserer Vorgänger, seit bald hundert Jahren, sind alles in allem imponierend. Also? Es passierten, vor allem aber: es passieren Fehler und Abirrungen grösseren Stils, die wir erkennen müssen, um Ähnliches künftig nach Möglichkeit zu vermeiden.

Es hätte wenig Sinn, zur Kritik des Fichten-Ackerbaus mit Kahlschlag zurückzukehren, wie er im letzten Jahrhundert importiert wurde, zum Glück nur grössere Teilgebiete erfassend und mit der Zeit als ruinös erkannt. Er muss verstanden werden aus dem trostlosen Zustand der damaligen Wälder, dem Mangel an Erfahrung und naturkundlichen Kenntnissen, der Euphorie

des aufkommenden abstrakten Intellektualismus. Ziele und Wege dazu waren verfehlt oder unklar. Auch die Zeit um die Jahrhundertwende wollen wir ruhenlassen. Die allmähliche Kehrtwendung zu einer natürlicheren Waldbehandlung war der entscheidende Durchbruch zum Besseren. Der Exotenfimmel jener Zeit darf als Experiment unter mildernden Umständen betrachtet werden, mit einigen durchaus positiven Restgewinnen (Weymouthskiefer, Douglasie, Zuchtpappel).

Bleiben wir vorerst beim Waldbau. Kann man mit seiner Gebahrung zwischen den beiden Weltkriegen zufrieden sein? Kaum bis gar nicht! Wohl wurde er grundsätzlich mit der grossen Erleuchtung begnadet. Aber nun zeigte sich der bedauerliche und periodische Pendelausschlag ins gegenteilige Extrem, dem unser Waldbau unausweichlich unterworfen zu sein scheint. Man strebte zwar nie ein kompromisslos natürliches Waldleben an, missverstand aber die gedachte Natürlichkeit und den Weg dazu. So steuerte man denn in den zwanziger Jahren vielfach und durch die allgemeine Theorie abgesegnet dem unter Altholz natürlich verjüngten kleinstufigen Weisstannenbestand mit feiner Femelung, ja am Ende sogar allgemeiner Plenterung entgegen. Pflanzgärten würden, so glaubte man, bald einmal überflüssige Relikte sein. Ich vergass nicht, wie uns Studenten um 1930 ein deutscher Professor sagte: der Schweizer Wald entwickelt sich eindeutig zum Weisstannenwald. Und an der Hochschule lernten wir zur gleichen Zeit: die Weisstanne, im Gegensatz zur sündenbeladenen Fichte, hat keine ernstlichen Feinde. Unter den verhängnisvollen Auswirkungen ist einmal zu erwähnen, dass — was ich nie verstanden habe —, die wertvollen Lichtbaumarten (ausser etwa der Allerweltsesche) im Jungholz ausfielen und uns heute in den mittleren Entwicklungsstufen, sagen wir zwischen dreissig und siebzig Jahren, fast völlig fehlen. Doch wirklich kein unwichtiges Problem, wenn wir unsere alten Prachtslärchen und starken Eichen betrachten. Schätzbare Nebenbaumarten wie Ulme, Linde, Birke, Schwarzerle, Ahorn, Kirschbaum gingen dabei ebenfalls verloren. Wir müssen mit langen Zeitlücken wertvollster Baumarten rechnen. Man wird bald schon Mühe haben, noch Samen-erntebestände derselben zu finden. Und als Quittung für ihre einseitige Bevorzugung setzte in den letzten Jahrzehnten das Debakel mit der Weisstanne ein. Zuerst als Sturmwarnung neben Kröpfen, Frostrissen, Misteln die Trieblaus, und nun mehr und mehr das vorzeitige Absterben. Wie hatte man sich noch vor dreissig, vierzig Jahren über die prachtvollen Verjüngungen gefreut, wie schön standen die ausgedehnten Stangenhölzer da! Die Nachzucht war übertrieben worden, auf unzusagenden Standorten, mit falscher Erziehung in zum Dichtschluss und zur Gleichaltrigkeit auswachsenden Beständen, nicht selten auf Freiflächen gepflanzt, unbeschwert von Provenienz-Rücksichten. Möglich, dass klimatische Erscheinungen und Immissionen unserer Zivilisation das Ihrige beitragen.

Man soll nicht verdienten Vorfahren Steine ins Grab nachwerfen, aber es wurden tatsächlich unbegreifliche und unentschuldbare Sünden begangen.

Es gab doch vor einem Menschenalter auch Forstgelehrte und einen Stand geschulter, naturwissenschaftlich gebildeter Forstleute. Der Wahrheit die Ehre: viele Wirtschaftler erkannten durchaus, dass man bei den Lichtholzarten den Grundsatz der Nachhaltigkeit verletzte, doch misslang allzu oft die Nachzucht, weil ihre Kenntnis in Vergessenheit geraten war und ungeeignete Verfahren versucht wurden, wollte man sie doch sogar in die Plenterung einbeziehen! — Und nun wird vielerorts bereits wieder der Fichtenanbau übertrieben — als ob nicht auch hier einmal Überraschungen blühen könnten!

Etwa mit dem Zweiten Weltkrieg, als man sich als gemach der zunehmenden Verarmung bei den Baumarten bewusst wurde, die jungen Weisstannen unter Wild und Läusen zu leiden begannen, kam grosse Unsicherheit auf, denn nun ging es plötzlich nicht mehr so leicht mit den kleinen Schattengruppen. Erfreulich, wie man sich seither bemüht, das Versäumte nachzuholen; doch die im Jungwuchs neu auftauchenden Baumarten, die so lange gefehlt hatten, reizten das seinerseits zahlreicher gewordene Wild und führten zur Wildschadenmisere. Man musste einzäunen, man begann wieder mit dem Kahlschlag zu liebäugeln, ja, warf oft die Flinte ins Korn und wich wieder auf die Fichte aus. Die Technisierung nach dem Krieg gab vermehrten Auftrieb in dieser Richtung, Hand in Hand mit den steigenden Löhnen und den nachhinkenden Holzerlösen. Handarbeit wurde unerschwinglich. Wer will noch Überhälter vor der Fällung herabastern? Die zusätzlichen Sozialaufgaben des Waldes begannen ihr Recht zu fordern. Dazu steigende, oft selbstverschuldete Wildschäden. Die Rendite sank, ja, schlug mehr und mehr ins Gegenteil um. Pessimismus verbreitete sich. Unterdessen trieb die seit etwa zehn Jahren aufgetretene Pflanzensoziologie ein an sich hochehrfreuliches neues Reis: die Waldsoziologie. Sie fand, sehr zu Recht, bei den Forstleuten nicht nur grosses Interesse, sondern begeisterte Adepten. Nur sauste bei ihnen das Pendel wieder einmal heftig auf die andere Seite. Vielerorts wurde nun das Verjüngungs- und Pflegeziel einseitig auf die einheimischen Laubbaumgesellschaften (oder was man dafür ansah) umgestellt. Nieder mit der Fichte! Die Eiche wurde neu entdeckt, ja, erlebte nicht selten eine euphorische Auferstehung. Als dann im Kampf der Soziologen der Eichen—Hagebuchenwald den *Fagetum*-Gesellschaften unterlag und zudem nur noch Nadelholz rentieren wollte, erfuhren diese «Erneuerungsbewegungen» einen heftigen Dämpfer.

Inzwischen hatte man die Vorräte prachtvoll geäufnet, merkte aber plötzlich, dass die Nachhaltigkeit im Jungholznachschub bedenklich ins Wanken kam und Überalterung sich abzeichnete. Man muss sich nach alledem fragen, wo eigentlich die Planung und Weitsicht unserer Forstleute geblieben war? Auch der Schreibende hat diese Vorratspflege geübt. Sicher ging man da und dort zu weit. Man darf aber den Stab nicht ohne Würdigung gewichtiger Gegengründe brechen: Da war das Bestreben, schwache Vorräte baldigst auf die nachhaltig mögliche Höhe zu bringen, nicht ohne Hinblick auf die wünschbaren Not- und Kriegsreserven und die Autarkie bei unserem wichtig-

sten Rohstoff (die Kriegsnöte wirkten eindrücklich nach), da waren die ausgedehnten, gleichaltrigen, noch unreifen Bestände, hervorgegangen aus (meinetwegen allzu rascher) Mittelwaldumwandlung, da war das Widerstreben, prächtige, besonders lichtbaumreiche Bestände im Augenblick des höchsten Wertzuwachses der Verjüngung zuzuführen.

Unerfreulich ist vielfach heute noch die Lage in unseren kleinparzellierten Privatwäldungen. Zwergbesitz, ungenügende Erschliessung, geringe Einflussmöglichkeiten des öffentlichen Forstdienstes, gedrückte Holzpreise, Unbeholfenheit und Unkenntnis, ja, Besserwissen der Eigentümer führen zu fehlender Pflege, dilettantischen Massnahmen, grober Altholz-Liquidation, Umgehung des Kahlschlagverbotes, übertriebenem Fichtenanbau. Da kommen manchmal Dinge vor, die dem Waldbauer alle Haare zu Berge stehen lassen: Lärchen und Pappeln, im tiefsten Schatten gepflanzt, Föhren in Schneelagen, Fichten im Sumpf, «Zäune», aus Abfall gebastelt, die jedes Kind übersteigen kann, Waldränder aufgeastet und herausgeputzt usw. Ausnahmen bestätigen allerdings recht oft die Regel; dank besseren vererbten Kenntnissen, weil man gute Beispiele nachahmt oder sich vom Förster belehren lässt. Da gibt es schonend, plenterig, naturgemäss behandelte Parzellen, die sogar Fachleute beschämen . . .

Auf der Passivenseite steht noch immer die Provenienzfrage. Man hat zwar ihre Bedeutung längst erkannt, und diese Erkenntnis hat ihren Niederschlag in schönen Vorschriften und organisatorischen Massnahmen gefunden. Und der Erfolg in der Praxis? Wir wüssten so gerne, wo die Eltern unserer besten oder auch übeln Bestände zu Hause waren. Was tun wir aber, damit unsere Nachkommen dereinst besser dran sind? Solange Forstämter und Waldbesitzer massenhaft Pflanzen kaufen, die, wenn überhaupt, mit einem weiten geographischen Gebiet etikettiert sind, während ihr Wald vielleicht schöne einheimische Samenbaum-Rassen aufweist, stehen wir auf diesem Gebiet noch im dunkelsten forstlichen Mittelalter. (Womit nichts gegen auswärtige Herkünfte gesagt sei, die vielleicht besser als unsere sind, falls sie einen hieb- und stichfesten Geburtsschein aufweisen.) Wobei solche Pflanzen allzu oft auf ihrer Herkunft total widersprechende Standorte gelangen. Nun ist allerdings eine auf fünfzig bis hundert Jahre dem Zahn der Zeit widerstehende Herkunftskontrolle gestützt z. B. auf Formularangaben und Koordinatenpläne in unseren (theoretisch wenigstens!) immer kleinflächiger verschwimmenden stufigen Wäldern mit (hoffentlich) wachsendem Anteil der Naturverjüngung so schwierig, dass sie vielleicht praktisch unmöglich wird. Wobei auch für die Naturverjüngung die Provenienz genau so wichtig ist. Hinzu kommt als grosse Erschwerung noch die störende, manchmal auch erfreuliche Fremdbestäubung. Vererbten Mängeln begegnen wir mit der pflegerischen Erziehung — unser Trost ungeeigneten oder unbekannten Herkünften gegenüber, der jedoch dahinfällt, wenn zuwenig oder überhaupt kein brauchbares und standortsgemässes Material da ist. Möglichst eigene Erntebestände im Forstkreis ohne viel zweifelhafte Fremdbestäubung, zuverlässiger Ablauf

von der Samenernte über die Klengung bis zur Saat (!), scharfe Kontrolle, Pflanzenvermittlung nur an ähnliche Standorte durch den Forstdienst, wachsende Naturverjüngung guter Samenbäume sollten mit der Zeit lauter gute Bestände ergeben, so dass Kenntnis ihrer Herkunft nicht mehr so brennend interessieren muss. — Die Aufgaben im Zusammenhang mit Provenienz, Samenernte, Kontrolle, Nachzucht habe ich als die schwierigsten für den Waldbauer überhaupt kennengelernt.

Planung steht heute obenan, sicher mit Recht. Jeder vernünftige Mensch wird vor einer Reise eine minimale Planung vornehmen, will er nicht Risiken, Enttäuschungen, Zeit- und Geldverlust in Kauf nehmen. Nun gar auf hundert Jahre hinaus in eine dunkle Zukunft wie die Forstwirtschaft! «Unser Leben gleicht der Reise eines Wanders in der Nacht», sagt das Lied. Die forstliche Reise gleicht der des Kolumbus. Auch er musste gründliche Vorbereitungen treffen. Wie im Leben und in der Geschichte fast normal, endete die Fahrt gänzlich unerwartet: Amerika wurde entdeckt. Auch dem Wald kann Unvorhersehbares passieren. Theoretisch könnte z. B. einmal auf lange Zeit Laubholz stürmisch gefragt sein und Nadelholz völlig in den Hintergrund treten, oder eine schlimme Fichtenkrankheit würde unsere Bestände verwüsten, oder der Wald würde wirtschaftlich bedeutungslos, dagegen der Komplex seiner Sozialfunktionen und Schutzaufgaben noch weit entscheidender als heute usw. «Torheit, ausgeschlossen, sinnlose Phantasie!» wird man hören. Doch überraschende Entwicklungen gehören zum Leben, und im Rahmen der Naturgesetze ist nichts unmöglich. Wer hatte vor hundert Jahren eine Ahnung, wozu einmal Weymouthskiefer und Pappel gut sein könnten, was Papierholz, Spanplatten, verleimte Träger, chemische Holzverwendung sind, was Exotenhölzer und Import, was Zeitalter des Öls, der Elektrizität, des Plastik bedeuten? Es ist längst erkannt: die Verwendung unseres Holzes zu Beginn des 3. Jahrtausends ist unvorhersehbar. Es bleibt uns nur, die standortgerechte Mischung zu schaffen, mit gepflegter Qualität, natürlich, gesund, vorratsreich und zuwachskräftig, auf unverdorbenen Böden, in den Entwicklungsstufen nachhaltig gegliedert — was alles nichts nützt, wenn Immissionen die Gesundheit und das Leben des Waldes gefährden.

Die Planung darf in Verwaltungen mit sehr intensiver Wirtschaft ins Detail gehen. Auf unsern meisten Waldflächen sollte sie aber einfach und handfest sein. Man beginnt am besten klein und bescheiden mit geringem Aufwand; man sei im Wald konservativ, weil er es selber auch ist — bewahrt sich das Begonnene, so kann es weiter ausgebaut werden.

Bestandeskarten sind unerlässlich für eine mittelfristige waldbauliche Planung. Ob sich ihre laufende Nachführung lohnt, lasse ich dahingestellt. Selbstzweck mit Aufnahme jeder Gruppe ist zu vermeiden. Nach längstens 25 Jahren muss die Planung revidiert werden, somit auch die Bestandeskarte. Der «langsam wachsende Wald» ändert sich unheimlich rasch und gründlich. Man trifft Werke mit einem imponierenden Reichtum an Plänen, Farben, Signaturen, doch fehlt oft «das geistige Band», die Klarheit, die ins

Auge springende Zielsetzung und verständliche Darstellung des praktischen Weges dazu. Naturereignisse, unvorhergesehene wirtschaftliche und technische Entwicklungen, Eingriffe wie etwa Rodungen für öffentliche Zwecke, Strassenbauten, Wechsel in Leitung und Personal machen dann noch öfter als uns lieb dicke Striche durch unsere schöne Planung!

«Il n'y a que le provisoire qui dure.» Das Provisorische ist meist das praktisch Dienlichste und mindestens ein guter Anfang, und das Einfache braucht nicht provisorisch zu sein. Im rauhen Wind der Praxis hat nur Einfaches Bestand. Wir müssen Front machen gegen den überhandnehmenden Papierkrieg, das ins Kraut schießende Komplizierte, das Überborden der Büroplanung. Parkinson hat im Walde nichts verloren. Beobachten, auf die Natur lauschen, Erfahrungen aus der langfristigen Waldentwicklung beachten und weitergeben, Wissenschaftliches cum grano salis anwenden ist für den Forstmann das Erste. Hinaus in die Waldluft!

In den meisten öffentlichen Waldungen muss dem untern Forstpersonal ein namhafter Teil der Verantwortung überlassen bleiben. Nochmals mehr Köpfe mit eigenen Ideen! Nichts gegen diese wackeren Männer. Aber es muss in Kanton und Kreis eine straffe Führung gewährleisten, dass konsequent gehandelt wird, auch wenn sich der Forstingenieur nicht um jede Verjüngungsgruppe kümmern und jeden Schlag selber anzeichnen kann. Das Kader muss gleichsinnig und zielbewusst mitmachen, sonst nützen die schönsten Planungen, Weisungen, Belehrungen nichts. Keine leichte Führungsaufgabe. Befehlen kann im Falle unterschiedlicher Auffassungen immer nur einer; was befohlen ist, muss kontrolliert werden, sonst schaut nichts heraus. Den Vorzug verdient aber das Überzeugen und gemeinsame Erarbeiten. Bei gleichsinniger Anerkennung der leitenden Ideen braucht es nicht Zwang, sondern nur Belehrung, Koordination und Klärung im Einzelfall. Dem Gemeinde- oder Staatsförster sagte ich als Wirtschaftsleiter immer: Sie und ich sollen und können sich prächtig ergänzen, denn Sie kennen die lokalen Verhältnisse besser, der Oberförster aber hat die tiefere Ausbildung und die Erfahrung aus einem viel grösseren Wirkensgebiet.

Da es drei Betreuergenerationen auf eine Waldgeneration trifft, sollte die Planung nicht zuletzt eine nachhaltige Durchführung gewährleisten und den Hiatus beim Personenwechsel überspringen helfen. Wo klappte das bisher wirklich? Der neue Wirtschaftler kommt mit seinen eigenen Ideen; er möchte selber geistig produzieren und nicht von ererbten, verstaubten Rezepten zehren. Es ist menschlich und nicht selten berechtigt, das von Vorgängern geleistete mindestens mit Misstrauen, ja, grundsätzlich als überholt anzusehen. (Wobei natürlich Fälle auszunehmen sind, in denen die Entwicklung Änderungen zur Pflicht macht — Beispiele: das Weisstannensterben, Sturmkatastrophen, offenkundige waldbauliche Irrtümer usw.) Ich behaupte, dass unser Planen grossenteils personengebunden und deshalb von sehr eingeschränktem Wert ist. Kann die Genehmigung durch eine vorgesetzte Stelle mit Verbindlicherklärung und Befristung den Planungen die Lebensdauer einhau-

chen, wie sie die langzeitliche Waldentwicklung fordert? Auch bei den obern Stellen spielt der Personen- und damit Ideenwechsel. Wo liegt die Lösung? Von der langfristigen Planung sei besser gar nicht gesprochen! Wir lächeln nachsichtig und gerührt, wenn wir die Flächenfachwerke aus dem letzten Jahrhundert betrachten, die über das Jahr zweitausend hinausreichen. Vor allem aber sollten wir aus ihrem Schicksal lernen. Unsere einrichtungstechnischen Ideen sind oft schon nach zwanzig, dreissig Jahren museumsreif.

Damit kommen wir zur Forsteinrichtung. Wer von denen, die dreissig, vierzig Jahre dem Walde dienten, spürt nicht einen schalen Geschmack im Mund, wenn von Wirtschaftsplänen die Rede ist? Wo — mit rühmlichen Ausnahmen (etwa im Plenterwald-Kanton Neuenburg) wurde auch nur fünfzig Jahre lang ein praktisch befriedigendes Verfahren durchgeführt, das uns die Entwicklung von Vorrat, Zuwachs, Waldaufbau ebensolange ohne Bruchstellen zuverlässig vermittelt hätte? Fast stereotyp liest man in den Wirtschaftsplänen: eine genaue Zuwachsberechnung ist leider noch (!) nicht möglich — weil der Tarif änderte oder die Stehendkontrolle nach Sturmschäden aufgegeben oder das Aufnahmeverfahren gewechselt wurde usw. In den zwanziger Jahren haben einige Dozenten und Plenterwaldfreunde in engem Zusammenhang mit der damaligen waldbaulichen Entwicklung fulminant die Stehendkontrolle vertreten. Ihre Begründung ist theoretisch unanfechtbar, ausser man sei der Meinung, die Erfassung der Zuwachseleistungen werde allzusehr als heilige Kuh betrachtet. Die Praxis empfindet aber meistens diese Methode als Zwangsjacke und als fragwürdig in unsern oft noch zuwenig stabilen und ungenügend intensiv behandelten Forstbetrieben, abgesehen von personellen Schwächen. So wurde allzuoft der Stehendkontrolle nach verdienstvollen Versuchen eine stille Beerdigung zuteil, falls man sie nicht «vereinfacht» und verwässert beibehielt. Die Vollkluppierungen erwiesen sich zwar über Jahrzehnte als zählebig, wurden aber allgemach zu teuer. Sie bleiben aber meines Erachtens in unsern vergleichsweise kleinen und unhomogenen Wäldern die beste Methode zur Vorraterhebung, mögen die Massentarife wie immer geartet sein. Sind sie dank Höhenmessungen lokal angepasst, so bedeutet das freilich nochmals teure Aufnahmen, die von fragwürdigem Wert sind, wenn man die Nutzungen gerüstet misst. Neuzeitliche Registrierkluppen haben die Inventur wieder tragbar gemacht. Besser führt man ein etwas primitives und mässig genaues Verfahren langfristig durch, als ausgeklügelte Methoden alle zwanzig, dreissig Jahre zu ändern und damit die früheren Ergebnisse zu entwerten, die Einblicksmöglichkeiten in die langfristige Waldentwicklung zu zerstören. Das schliesst nicht aus, in ausgewählten Revieren anspruchsvollere Verfahren zu erproben und durchzuhalten — aber langfristig, bitte!

Solche Beispiele zeigen wohl zur Genüge, wieviel noch in den Kinderschuhen steckt. Das Bemühen der Forstwirtschaft geht verständlicher- und notwendigerweise seit je darauf, den lebendigen, komplizierten, fliessenden Organismus Wald im Aufbau und in der Entwicklung zahlenmässig und

graphisch zu erfassen. Ohne praxisfernen Aufwand wird das stets nur unvollkommen möglich sein.

Am wenigsten ist Stabilität in der Forstbenutzung möglich, weil sowohl die Produktionstechnik wie die Ansprüche der Wirtschaft oft recht kurzfristig ändern. Sicher können wir auch im Ausland viel lernen — namentlich, wie wir es *nicht* machen sollen, aber die entwürdigende Sucht der letzten Jahre, technische Mittel und Methoden aus den so völlig andern Verhältnissen riesiger nördlicher Waldstaaten zu importieren, ist hoffentlich als eine weitere zu den bereits angedeuteten Eskapaden vorbei. Nicht vorbei ist leider ein wachsender Hang zu überstarken Durchforstungen und groben Räumungen, besonders bei Umwandlungen, hervorgerufen durch das immer noch einseitig und oberflächlich aufgefasste Rationalisierungsbestreben, wo nicht Denkfaulheit, Bequemlichkeit und mangelndes Vermögen zur Einfühlung in die Waldnatur dazu beitragen. Es ist ein schwacher Trost, dass die Natur jeweils früher oder später unbekümmerten Forstmechanikern die Quittung mit Sturm und Schnee präsentieren wird, von stilleren Schäden wie Sonnenbrand, Frostrissen, Klebästen, Harzgallen usw. nicht zu reden.

Die prachtvolle Doppelnummer unserer Zeitschrift vom September/Oktober 1979 zum Anlass des Weggangs von Prof. Leibundgut habe ich fast wie einen spannenden Roman gelesen — doch mit ein paar bitteren Gedanken. Zeigt die Praxis nicht allzuviel Verrat gegenüber diesen optimistischen Entwicklungsideen? Oder, milder ausgedrückt, ein nicht immer glückliches Tasten nach neuen Wegen (die nicht selten auch schon da waren und versagt haben), ein Vergessen der verpflichtenden Ziele, Unsicherheiten im Vorgehen, begünstigt durch neuzeitliche Schwierigkeiten (Lohnexplosion, notwendige Mechanisierung bis zur Maschinensucht usw.). Wie recht hatte doch unser scheidender Waldbauprofessor, als er gewisse Methoden alter und neuer Waldbau-Observanz mit «periodischer Waldzerstörung» brandmarkte!

Die Sozialfunktionen neuerer Ordonnanz des Waldes (Wasserhaushalt, Klima, Immissionsschutz, Naturschutz, Erholung) dürfen nicht ein schönes forstpolitisches Aushängeschild bleiben, wie bisher allzu oft der Fall, sondern sind im praktischen Tun ernstzunehmen. Man redet und schreibt sehr viel davon, um es dann zu Hause wieder zu vergessen und nur noch der Rendite zu leben. Woran ja sicher der Druck vorgesetzter Behörden und des Rechenschaftsberichtes viel Schuld tragen. Unter sozialer und umweltfreundlicher Waldbehandlung verstehe ich allerdings ein Grösseres als blosse Alibiübungen der Brunnlein, Sitz- und Bratplätze, anthropomorph verblümelter Weiherlein, der Festhütten, Waldlehr- und Trimmdich-Pfade und dergleichen mehr. Der heutige Betrieb, bis zu einem gewissen Grade sicher forstpolitisch wertvoll, kann als Rummel leicht ins Departement des Forstschützers abrutschen, denn der Wald erträgt auch in dieser Beziehung nicht jede beliebige Belastung.

Fehlt es an der Ausbildung unseres unteren und namentlich oberen Forstpersonals? Ein Urteil über unsere forstlichen Lehranstalten steht mir nicht zu, doch werden mir alle beipflichten, dass von Praxisferne oder zu schwacher Ausstrahlung nicht die Rede sein kann, auch nicht von unklarer Zielsetzung und Methodik. Seit Engler entwickelt sich — um zum zentralen Waldbau zurückzukehren — unsere Waldbehandlung in einer Richtung, die zu bekannt und anerkannt ist, als dass davon noch geredet werden müsste. Dass man den Weg im Anfang tastend und mit unvermeidlichen Abirrungen suchen musste, ist nicht verwunderlich. Unsere forstlichen Lehrer kommen aus der Praxis, wo sie sich besonders ausgezeichnet haben; die Zusammenarbeit mit ihr ist rege, die Tradition stark, die Autorität eindrucksvoll. Wie kommt es, dass im Lande draussen — einem so kleinen Land — oft aus der Reihe getanzt wird und die Praxis gerade junger Forstleute, die noch nicht lange die Schule verliessen, nicht selten Formen annimmt, welche — höflich gesprochen — die Lehren sehr mangelhaft und verzerrt spiegeln? Liegt es an den «Sachzwängen» der praktischen Tätigkeit? Mag sein, dass Forstleute besonders wilde Individualisten sind. Die Eigenständigkeit unserer Kantone ergibt zudem notwendigerweise ein äusserst vielseitiges Spektrum. Und die Handlungsfreiheit unserer Forstbeamten, die sicher hochzuschätzen ist, begünstigt glückliche und weniger glückliche Experimente und Hobbies. Gott bewahre uns vor einer zentralistisch dirigierten Forstwirtschaft! Zweifellos müssen oft schwierige personelle Verhältnisse, mangelhafte Wegerschliessung, schlechte Verfassung übernommener Waldbestände, finanzieller Druck so manches entschuldigen, und die Handlungsfreiheit wird hie und da weniger durch Vorgesetzte als durch den Brotherrn und die Öffentlichkeit unliebsam beschnitten. Die Fragen sind gestellt. Aus ungenügender Einsicht in die vielfältigen Verhältnisse des ganzen Landes möchte sie der Verfasser nicht mit Vorschlägen beantworten. Am wenigsten ist der Waldbau ein Feld für Quersprünge, Kurzschlusshandlungen und Narrentänze. Das verbietet die ehrwürdige Entwicklungsdauer der Waldbestände. Waldbau ist eine hohe Kunst, und Kunst ist, was nicht jeder kann und lernt. Voll beherrschen wird sie auch in einem langen Leben kaum einer.

Ich möchte Missverständnissen begegnen. Sicher sind unsere ständig betonten Grundsätze: Nachhaltigkeit in jeder Hinsicht, Ausrichtung auf die Naturgegebenheiten, Dienst am Volkswohl keine blosser Rhetorik. Grosso modo wurde und wird, so glaube ich wenigstens, in der Schweiz darnach gehandelt, in vielen Betrieben vorbildlich. Und selbstverständlich müssen wir den wechselnden Ansprüchen an Wald und Holz sowie den zunehmenden wissenschaftlichen Erkenntnissen Rechnung tragen, die technische Entwicklung dosiert mitmachen und können nicht einfach am Alten und Erreichten kleben bleiben. Aber Schwanken, Umschlagen von einem Extrem ins andere, Modeströmungen, kurzsichtiges Lavieren, Anbetung hypertroph gewordener Technik, Selbstverwirklichung um jeden Preis haben zu unterbleiben; der Wald erträgt das schlecht. Sie beruhen auf Neuerungssucht,

mangelnder Kritik und Voraussicht, schlechter Beobachtung, Bequemlichkeit, Selbstüberschätzung und geistiger Instabilität. Es bleiben noch genug Zwänge wirtschaftlicher, politischer, technischer Entwicklung, die uns zu Änderung und Anpassung zwingen. Die meisten unserer Forstleute haben im wesentlichen eine gut-schweizerische Richtung verfolgt, doch taumelt man zu oft nach rechts und links bis in die Gräben der Marschstrasse. Wie bei einem Orientierungslauf sind die Ziele gesteckt, aber Einzelne und ganze Gruppen stürmen oft ins Leere und verirren sich manchmal gründlich. Ist das allgemein menschlich, oder regt sich bei uns das keltische Erbteil? Cäsar sagte von den Kelten, sie seien «semper novarum rerum cupidi» (stets auf Neuerungen versessen), so konservativ wir in mancher Beziehung wieder sein mögen. Man kann sich mit dem Spruch trösten, die confusio hominum sei auf Erden stets und überall normal gewesen, und «der Wald wächst ja trotzdem, Gottseidank!» Doch was wird nicht alles an Aufwand vertan und am Waldleben geschädigt, wenn man dem Wechselfieber verfällt und jeder neuen Tendenz die Reverenz erweist! War es nicht Gottfried Keller, der die Verse prägte: «Lasset uns am Alten, so es gut ist, halten, aber auf dem alten Grunde Neues bauen jede Stunde.»

Unser forstliches Schiff ist heute gut gebaut, Mannschaft und Ausrüstung sind leistungsfähig und guten Willens, doch schlingert es hie und da recht sehr in oft stürmischer See. Die Grundsätze unseres Schaffens sind längst erarbeitet und unbestritten. Vielleicht hilft uns die Konzeption der schweizerischen Wald- und Holzwirtschaft, das Vermächtnis unseres Nationalrates Dr. P. Grünig. Wer sorgt, dass die forstliche Arbeit im ganzen Land, in aller Freiheit, doch zielbewusst, nach den gleichen höheren Einsichten ausgerichtet, vor sich geht? Sicher nicht eine Verwaltungszentrale, sondern eben diese gleichen geistigen Einsichten, die verstärkt zu pflanzen, zu pflegen, zu beleuchten, zu verbreiten sind.

Résumé

Un vieux forestier médite . . .

Un vieux forestier jette un regard critique sur nos forêts et sur leur évolution. C'est à leur juste valeur qu'il estime les résultats obtenus par nos prédécesseurs, les progrès considérables qu'ils ont réalisés et la qualité, jadis jamais approchée, atteinte aujourd'hui dans nos forêts. Néanmoins il constate certaines insuffisances et jusqu'à nos jours des aberrations qu'il est souvent difficile de comprendre.

Mais d'où proviennent donc ces égarements périodiques, ces exagérations, ces répétitions d'erreurs déjà commises? Difficilement d'insuffisances dans la formation du personnel forestier. Nous repoussons l'idée d'une direction centralisée de notre administration forestière; il n'en reste pas moins que la grande liberté dont jouit chaque gestionnaire recèle toutes sortes de dangers. Toute prédiction rendue

aléatoire par l'étendue même de la vie des peuplements, il semble pourtant que l'objectif que l'on se propose d'atteindre par le traitement sylvicole soit aujourd'hui clairement esquissé et que, pour l'essentiel, les voies à suivre ne suscitent guère de controverses. Ce n'est justement que si chacun reconnaît ce but que l'on parviendra à cette stabilité qui fait encore tant défaut.

En raison de la durée de son développement et par le fait même qu'elle représente un équilibre fragile, soumise qu'elle est aux lois de la nature, la forêt supporte mal les virevoltes, le mépris des expériences accumulées au cours des âges et les interventions contre nature.

Traduction: *J.-G. Riedlinger*

